

Die Intensität der Gefühle.

Eine Entgegnung auf FRANZ BRENTANO'S neue
Intensitätslehre.

Von

CHRISTIAN EHRENFELS.

FRANZ BRENTANO hat in einem auf dem Münchener Psychologenkongress 1896 gehaltenen Vortrag „Zur Lehre von der Empfindung“¹ eine neue Auffassung der Intensität zu begründen versucht, welche nicht nur durch Kühnheit und Originalität der Konzeption überrascht, sondern Jedem, der das instinktive Widerstreben gegen völlig Neuartiges und Ungewohntes als ein in der Wissenschaft unberechtigtes Motiv zurückzuweisen vermag, durch das Gewicht ihrer Argumente, durch die innere Logik ihrer Konsequenzen und durch die Einheitlichkeit der Erklärung, die sie, wenn richtig, einer Fülle von Erscheinungen ertheilen würde, den nachhaltigsten Eindruck hinterlassen muss. Die Sinnespsychologie — denn dieser gelten vor Allem BR.'s Ausführungen — wird durch seine Lehren die beabsichtigte gründliche Umgestaltung entweder thatsächlich erfahren, oder sich ihrer durch eine weitgehende Klärung der angeregten Probleme zu erwehren haben, — eine Klärung, wie sie der Entwicklung der Wissenschaft jedenfalls nur zu grossem Vortheil gereichen kann. — Nicht hierauf jedoch sollen diese Untersuchungen Bezug nehmen.

¹ Bericht über den III. internationalen Kongress für Psychologie, München, Lehmann, 1897.

BR. glaubt seine bei physischen Inhalten durch zahlreiche Argumente motivirte Erklärung der Intensität als eines „Maasses von Dichtigkeit“ auch auf das Gebiet der psychischen Akte übertragen zu können, und eröffnet — allerdings nur in Andeutungen — eine weitgehende Perspektive auf die Konsequenzen seiner Auffassung. Dass diese hier noch tiefer greifen würden als in den Grenzen der Sinnespsychologie, lässt sich wohl schon bei flüchtigem Ueberblick vermuthen; und hier ist es auch, wo die vorliegenden Untersuchungen Stellung zu nehmen beabsichtigen.

Dem Vorgehen BR.'s entsprechend, wird es zweckmässig sein, von einer kurzen Darstellung seiner zunächst nur auf Empfindungsinhalte sich beziehenden Intensitätstheorie auszugehen. BR. setzt hierbei als grundlegend die Lehre von der verschiedenen Merklichkeit thatsächlich vorhandener Empfindungsdifferenzen voraus, und leitet seine Darlegungen durch den Versuch ein, die Mischempfindungen oder „multiplen Qualitäten“ aus einem unbemerkten Nebeneinander von einfachen Empfindungsinhalten zu erklären. „Wenn bei irgend einer Empfindung der subjektive Raum des Gesichtssinnes schachbrettartig mit unmerklich kleinen roten und blauen Feldern erfüllt würde, so würde man in Bezug auf das Ganze nicht mehr bemerken, als dass es an beiden Farben gleichmässig theilhabe, und es würde so als ein mittleres Violett erscheinen“.¹ Nach diesem Prinzip werden nicht nur Mischfarben, sondern auch Akkorde (Mischklänge) und alle verwandten Erscheinungen der übrigen Sinne gedeutet; und nach diesem Schema wird auch die Intensität erklärt — nur dass hier statt des unbemerkten Nebeneinanders verschiedener Qualitäten das unbemerkte Nebeneinander erfüllter und leerer Sinnesfelder angenommen wird. (Leere Felder sind bei allen Sinnesräumen möglich, nur nicht beim Sehraum, wo die ungereizten Stellen schwarz erscheinen. Hieraus folgt, so lange nur das Ganze der Farbenerscheinung betrachtet wird, der Mangel aller Intensitätsunterschiede auf diesem Gebiete, welcher — wie BR. besonders hervorhebt — von HERING schon früher, auf Grund direkter Analyse,

¹ a. a. O. S. 8. (Die Seitenangaben sind nach der Separatausgabe notirt.)

behauptet wurde.) Eine maximal intensive Empfindung ist daher nach BR. eine Empfindung, welche ihren Sinnesraum in der Ausdehnung, in welcher sie als ausgedehnt erscheint, lückenlos erfüllt. Minder intensiv sind alle Empfindungen, welche innerhalb jener räumlichen Grenzen unbemerkte Lücken einschliessen. Je grösser die von unbemerkten Lücken eingenommene Gesamtläche im Verhältniss zu der von erfüllten Feldern eingenommenen, desto kleiner die Intensität. Umgekehrt ist also nach BR. die Intensität eines sinnlichen Inhaltes das Maass der Dichtigkeit in der scheinbar kontinuierlichen Erfüllung eines Sinnesraumes.

Diese Auffassung von Intensität nun glaubt BR. direkt auf das Gebiet des Psychischen — zunächst des Empfindens, im Gegensatz zum Empfundenen — übertragen zu können. Hören wir ihn selbst:

„Da nämlich jedem Theil des erfüllten Sinnesraumes ein darauf bezüglicher Theil unseres Empfindens entspricht, so entspricht auch jedem leeren Theil desselben eine theilweise Privation von Empfindung. Ist jene leere Stelle eine unmerklich kleine Lücke, so ist auch die entsprechende theilweise Privation von Empfindung ein unmerklicher Entfall. Jeder sieht, wohin das in weiterer Konsequenz führt. Wenn die kleinen Lücken, im einzelnen unmerklich, im ganzen merklich werden, so wird dasselbe bezüglich der entsprechenden theilweisen Privationen von Empfindung gelten. Und wie das Verhältniss zwischen Voll und Leer, so wird auch das zwischen Aktualität und Privation von Empfindung sein. Ein und derselbe Bruch bezeichnet das Maass der Verwirklichung auf dem einen wie auf dem anderen Gebiete; d. h. sie bestehen genau in gleicher Stärke.“ (S. 13.)

Hieraus folgt, dass bei sinnlichen Inhalten die Intensität des Empfindens oder Vorstellens immer gleich sein müsse der Intensität des Empfundenen oder Vorgestellten, während überall dort, wo das Vorgestellte nichts von sinnlicher Qualität und Kontinuität enthält, also bei allen Begriffen, das Vorstellen überhaupt gar keine Intensität haben könne. — Was aber vom Vorstellen, das gilt ebenso von jeder anderen „intentionalen Beziehung“. Auch allen Urtheilen, sowie allen Akten der „Gemüthsthätigkeit“ (unter welchem Terminus BR. Gefühle und Begehrungen zusammenfasst) wird daher, wo sie (wie etwa ein Vorsatz, ein Entschluss) auf begrifflich Vorgestelltes sich richten,

jegliche Intensität schlechterdings abgesprochen, — eine solche ihnen dagegen zuerkannt, wo sie — wie z. B. die „Affekte“ — sinnliche Phänomene zum Inhalt haben. — Soweit BRENTANO.

Es ist klar, dass seine hiermit versuchte Deduktion die früher entwickelte Auffassung von der sinnlichen Intensität zur Voraussetzung hat und nur Anhänger derselben überzeugen kann. Da aber jedenfalls die wissenschaftliche Bedeutung der letztgenannten Theorie feststeht, mag sie nun richtig oder falsch sein, so verlangte sicher auch BR.'s Deduktion eine eingehende Berücksichtigung, sobald nur einmal festgestellt wäre, dass ihre Ergebnisse sich mit der direkten Empirie in Einklang bringen lassen. Ob dies der Fall, soll nun möglichst vorurtheilsfrei untersucht werden.

BR. selbst verweilt am längsten bei den Konsequenzen seiner Theorie auf dem Gebiete der vorstellenden Thätigkeit und betont namentlich die Uebereinstimmung seiner Deduktion mit Ergebnissen, zu denen lange vor ihm und auf ganz verschiedenem Wege bereits ein anderer Psychologe — H. LOTZE — gelangt war. Aber — wenn früher ein ähnlicher Konsens (mit HERING, bezüglich der Farbenintensitäten) sicherlich als ein berücksichtigenswerther Hinweis gelten konnte — hier vermag mindestens ich ihm kein besonderes Gewicht beizulegen. Das Vorstellen scheint mir nämlich ein viel zu unvollkommen merkliches Phänomen zu sein, als dass ich Aussagen über das Maass seiner Intensität eine nennenswerthe Bedeutung beizulegen vermöchte. Es ist allerdings richtig: wir können der Annahme eines vom Vorstellungsinhalte unterschiedenen Vorstellungsaktes nicht entrathen, hauptsächlich deswegen, weil wir sonst keinen psychologischen Unterschied zwischen der Vorstellung eines Gegenstandes *A* und der Vorstellung von seiner Vorstellung anzugeben vermöchten. Direkt dagegen konnte ich wenigstens mich noch nie von der Existenz jenes Phänomenes überzeugen; und wenn andere über dessen Intensität bestimmte Aussagen machen, so glaube ich diese, sofern sie auf Beobachtung beruhen sollen, mit gutem Recht als ein Ergebniss der psychologischen Phantasie betrachten zu dürfen. Würden wir uns ja doch einer weitgehenden Täuschung hingeben, wenn wir uns verhehlen wollten, dass die Unvollkommenheit des Instrumentes der Selbstbeobachtung uns auch in der deskriptiven Psychologie schier bei der Hälfte aller Probleme auf Konstruktion oder mindestens ver-

mittelte Erkenntnisse einschränkt! — Nur soviel kann also in Betreff des Vorstellens BR. zugestanden werden, dass die direkte Empirie, obzwar keinen Beweis für, doch ebensowenig eine Instanz gegen seine Theorie zu bieten vermag. — Dem steht allerdings die Auffassung der Phantasievorstellungen als solcher mit geringerer Intensität des Vorstellens (bei übrigens gleichbleibendem Inhalt) gegenüber,¹ welche eine direkte Gegeninstanz gegen BR. böte. Allein so viel auch vom Standpunkt wissenschaftlicher Opportunität aus für diese Annahme sprechen mag — als ein Zeugniß der direkten Erfahrung möchte ich sie doch nicht anzuführen wagen.

Ein Gleiches gilt von der Identifikation des Ueberzeugungs- oder Sicherheitsgrades beim Urtheil mit einer Intensität des Urtheilsaktes.² Sie ist eine zweckmässige, sie mag eine richtige Annahme sein — auf die direkte Empirie wird sie sich nicht mit mehr und nicht mit weniger Recht berufen können, als BR., wenn er den auf Begriffliches gerichteten Urtheilsakten alle Intensität abspricht.

In Betreff der auf Begriffliches gerichteten Akte des Wünschens und Wollens, allgemein das Begehrens endlich (und alle Begehren sind, als auf ein Sein oder Werden, Nichtsein oder Vergehen, auf Begriffliches gerichtet) glaube ich — trotz des allgemeinen Widerspruches — das Zeugniß BR.'s sogar auf Grund direkter Erfahrung bestätigen zu können; allerdings nur — was dieser Bestätigung wieder ihren Werth nimmt — indem ich hier die Existenz eines eigenen psychischen Aktes überhaupt leugne.³ — Dass ferner die auf Sinnliches gerichteten „Affekte“ eine Intensität besitzen, wird Niemand bestreiten.

Und so könnten wir wohl zusammenfassend sagen, dass durch direkte Empirie die Auffassung BR.'s nirgends widerlegt werde — wenn wir nur jene Konsequenzen in Betracht zögen, auf welche er in seinem kurzen Vortrage ausdrücklich hinweist.

¹ In älterer Zeit durch HERBART vertreten, in neuerer durch MEINONG, „Ueber Begriff und Eigenschaften der Empfindung“, *Vierteljahrschr. f. wissensch. Phil.* XIII, 1, S. 9 ff.

² Vgl. A. MEINONG, „Ueber J. v. KRIES' Untersuchung des Möglichkeitsbegriffes“, *Göttinger gelehrte Anzeigen* 1890.

³ Vgl. den 1. Bd. 3. T. meines „Systemes der Werththeorie“.

Allein es ist einleuchtend, dass ausser den genannten noch andere zu berücksichtigen sind — Konsequenzen, welche — mindestens scheinbar — der inneren Erfahrung auf das Entschiedenste entgegenstehen, und die BR. — wir wollen es ihm nicht verargen — in seiner skizzenhaften Darstellung mit Stillschweigen übergeht. — Was nämlich in Bezug auf die vorstellende Thätigkeit deduzirt wird, dass sie, auf einen sinnlichen Inhalt gerichtet, eine der Intensität dieses letzteren gleiche Intensität auch selbst aufweisen müsse, — muss im Sinne BR.'s auf alle psychischen Akte übertragen werden; d. h. also zunächst auf Urtheile, und dann (da es keine Begehungen mit sinnlichen Inhalten giebt) auf Gefühle. Weiter muss, wie bei allen auf Begriffliches gerichteten Akten, auch bei derartigen Gefühlen die Intensität schlechterdings geleugnet werden. Es ist leicht abzusehen, welch' schwere Verwicklungen mit dem Zeugnisse der direkten Erfahrung diese drei Forderungen der Lehre BR.'s nach sich ziehen.

Am deutlichsten wird dies wohl gleich beim Urtheil. — BR. glaubt sich gegen die Lehre wenden zu müssen, welche die Unterschiede im Ueberzeugungsgrad der Urtheile als Intensitätsunterschiede deutet, und wir können seine Opposition begreifen, denn wirklich ist auf dem Gebiete des Urtheiles ein eigentliches Intensitätsmoment nicht mit Bestimmtheit zu bemerken. Wie sollten wir aber, bei solchem Rigorismus, uns der Auffassung anbequemen können, die er in einem Athem uns zumutet! — Nicht nur Intensitätsunterschiede behauptet er auf dem Gebiete des Urtheils, sondern sogar den Unterschied zwischen intensiven und schlechterdings intensitätslosen Akten. Wenn ich mir eine begriffliche Vorstellung von dem Tintenfass bilde, das vor mir auf dem Tische steht, und, die Augen schliessend, die Existenz dieses Tintenfassens affirmire, so soll dieses Urtheil keine Intensität haben. Oeffne ich dagegen die Augen und affirmire das gesehene Tintenfass — oder genauer das, was mir von dem Tintenfass in sinnlicher Anschauung vorliegt — so hat dieses Urtheil nun Intensität, ja sogar den höchstdenkbaren Grad von Intensität — da ja die Farbenerscheinung den Sinnesraum lückenlos erfüllt! — Höre ich dagegen einen anschwellenden Ton, den ich zugleich affirmire, so schwillt, mit dem Ton parallel, auch mein Urtheilen an! — — Mir scheinen

diese Konsequenzen zu genügen, um BR.'s Theorie von den psychischen Intensitäten für widerlegt erachten zu dürfen.

Anders stellt sich das Problem bezüglich der zweiten Konsequenz. Die Intensität sinnlicher Gefühle wird Niemand bestreiten. Was aber sogleich Widerspruch weckt, ist die Behauptung ihres Parallelismus mit der Intensität des zugehörigen Inhaltes. — Ein Beispiel möge dies erläutern: Ich beziehe eine dicht am Wildbach gelegene Sommerwohnung. Im Anfang erfreut mich das dröhnende Tosen, bald wird es mir unangenehm, nach kurzer Zeit unausstehlich; nach einer Woche jedoch habe ich mich daran gewöhnt; es ist mir gleichgültig geworden. — Hier beschreibt die Intensität des Gefühles eine lange Kurve von der Lust in raschem Abfall durch den Indifferenzpunkt zur Unlust, deren Maximum ebenfalls bald erreicht ist, — und von dort wieder in allmählichem Aufsteigen zur Indifferenzlinie zurück — und während dieser ganzen Bewegung bleibt die Intensität des sinnlichen Gefühlsinhaltes — das Tosen des Baches — gleich, oder ändert sich doch nur unmerklich. — Wie lässt sich diese Erfahrungsthat- sache mit BR.'s Forderung in Einklang bringen? — Falls man etwa glauben sollte, dass hier Assoziationen, überhaupt psychische Begleiterscheinungen störend mitspielen, so vergleiche man Gefühle wie die sehr intensive Unlust über einen ganz schwachen Geruch faulender Fische und die ganz schwache Unlust über den penetranten Geruch eines frisch getheerten Schiffsraumes, und ähnliche, nach Belieben zu vermehrende Fälle! — Nein! Wenn die innere Erfahrung überhaupt Einsichten giebt, so ist es evident, dass ein Parallelismus zwischen der Intensität sinnlicher Gefühle und derjenigen ihrer Inhalte nicht besteht. —

Oder sollte BR. doch noch ein Weg offen stehen, sich mit dieser Thatsache abzufinden? — Der Versuch liesse sich vielleicht unternehmen. — BR. verlangt von seinem Standpunkte aus die Gleichheit der Intensität jedes psychischen Aktes mit derjenigen seines Inhaltes. Nun steht es allerdings fest, dass jeder gefühlte Inhalt zugleich vorgestellt werden müsse. Folgt aber daraus weiter, dass das Gefühl, sobald es sich überhaupt auf einen empfundenen Inhalt richtet, sich auf diesen Inhalt auch lückenlos, in seiner ganzen Ausdehnung richten müsse? — Könnten wir nicht, wie zwischen erfüllten und leeren Sinnesfeldern, so — innerhalb der erfüllten Sinnesfelder — wieder zwischen erfüllten und leeren Gefühlspfeldern unterscheiden, in der Weise, dass wir

uns manche Theile des sinnlichen Inhaltes als nur empfunden, andere als empfunden und zugleich gefühlt dächten? — Und könnten hier nicht ebenfalls die gefühlleeren Lücken des Sinnesraumes unbemerkt bleiben? — Einen Widerspruch enthalten diese Annahmen nicht. Wenn dieses aber zugestanden wird, so ist in der Unterscheidung zwischen bloss empfundenem Inhalt einer- und zugleich empfundenem und gefühltem Inhalt andererseits die Möglichkeit geboten, BR.'s Theorie mit dem Zeugniß der Erfahrung in Einklang zu bringen.

Die Möglichkeit wohl. Ob aber auch nur die geringste Wahrscheinlichkeit für eine derartige Erklärung der Thatsachen sich behaupten lässt, das kann bei einer näheren Betrachtung nicht zweifelhaft erscheinen. Untersuchen wir dieses an einem Beispiel: Jemand fühle lebhaft Unlust an einem schwach bitteren, schwache Unlust an einem stark süßen Geschmack. Hier ist — nach BR. — das Empfindungsphänomen beim Bitteren stark, dasjenige beim Süßen nur schwach oder gar nicht durchlöchert anzunehmen; im ersten Falle wäre etwa nur $\frac{1}{10}$, im zweiten wären $\frac{9}{10}$ des Sinnesraumes erfüllt. Im ersten Fall sei der ganze erfüllte Sinnesraum auch Inhalt des Unlustgefühles, für welches sich somit ebenfalls die Intensität $\frac{1}{10}$ ergibt. Nun ist diese Unlust aber viel stärker (approximativ zehnmal so stark) als die Unlust am Süßen; deren Inhalt kann somit nur $\frac{1}{100}$ des ganzen und $\frac{1}{90}$ des erfüllten Sinnesraumes erfüllen. Das heisst also mit anderen Worten: Während sich beim Bitteren die Unlust auf den ganzen erfüllten Sinnesraum bezieht, sucht sie sich beim Süßen unter je 90 von Süßigkeit erfüllten Raumtheilen nur je einen gleichsam heraus, während sie die übrigen 89, welche sich von jenen durch nichts anderes als durch zufällige örtliche Bestimmtheit unterscheiden, vernachlässigt — aus welchem Grunde ist unerfindlich. — Aber noch mehr. Unsere Unlust — als wäre sie vernunftbegabt und von der Absicht geleitet, uns zu täuschen — sucht sich jenes eine Neunzigstel obendrein in so raffinirter Vertheilung über den ganzen Sinnesraum aus, dass uns die Lücken unbemerkt bleiben, und der falsche Schein entsteht, als sei uns das ganze sinnliche Phänomen unangenehm — während uns thatsächlich $\frac{89}{90}$ davon vollkommen gleichgültig sind! — — — Ich glaube kaum annehmen zu dürfen, dass BR. selbst zu einer solchen Vertheidigung seiner Theorie Zuflucht nehmen würde.¹

¹ Dennoch wollte ich diesen Versuch nicht übergehen, da er mir von

Vielleicht eher zu einer anderen, welche sich nicht so weit in ein Gespinnst von ad hoc konstruierten Hilfhypothesen zu verirren braucht. —

Es unterliegt keinem Zweifel, daß wir in Betracht der Objekte unserer Gefühle mitunter Täuschungen unterworfen sind. So glauben wir etwa über eine intensive Lichterscheinung Unlust zu fühlen, während sich die Unlust tatsächlich nur auf die begleitenden Vitalempfindungen im Auge richtet, oder deuten die Unlust über die einen Geschmack begleitenden Ekelempfindungen als Unlust, die sich direkt auf den Geschmack richte — u. dgl. m. Solche Beobachtungen haben zu der Ansicht geführt, dass es überhaupt nur eine Klasse von Empfindungs-, ja schlechthin von Vorstellungsinhalten gebe, auf welche sich Lust und Unlust direkt als auf intentionale Objekte beziehen können, während ausserdem überall das Verhältniss zwischen den Gefühlen und demjenigen, was wir als ihre „Objekte“ bezeichnen, nicht ein intentionales, sondern lediglich dasjenige kausaler Verknüpfung sei. (Je nach den verschiedenen Standpunkten wird die Vorstellung des „Objektes“, resp. ihr physiologisches Substrat, als direkte oder indirekte Ursache des Gefühles, resp. seines physiologischen Substrates, oder werden beide, Vorstellung und Gefühl, als gemeinsame Wirkungen ein und derselben rein physiologischen Ursache aufgefasst.) Jene ausschliesslich zu Gefühlsobjekten prädestinirte Klasse von Empfindungsinhalten muss allerdings zu Gunsten dieser Theorie gleichsam erst neu kreiert werden. Es wäre dies aber ohne zu grosse Willkürlichkeit wohl möglich, da hierzu das durch die psychologische Analyse noch so wenig differenzirte und geordnete Chaos der Vital- und Gemeinempfindungen eine genügende empirische Grundlage böte. — Einem Einwande aber hätte diese Lehre sofort an der Schwelle zu begegnen: „Wenn das Band der intentionalen Beziehung zwischen dem Gefühl und demjenigen, was wir als sein Objekt bezeichnen, gelöst wird, und die (vielleicht physiologisch vermittelte) Kausalbeziehung zwischen beiden nicht in die Wahrnehmung fällt — wie ist es dann zu erklären, dass wir die Objekte ihren Gefühlen, oder diese jenen

einigen scharfsinnigen Schülern des Meisters in mündlicher Diskussion wiederholt vorgebracht wurde — woraus zu schliessen, dass er sich in Verfolgung des Br.'schen Gedankenganges leicht auch anderen ergeben könnte.

zuzuordnen vermögen? — Wie erkenne ich dann z. B. mit Bestimmtheit, dass mir an dem vor mir stehenden Gemälde Komposition und Zeichnung gefällt, das Kolorit dagegen missfällt — oder an jenem Antlitz die Formverhältnisse gefallen, der Ausdruck hingegen unsympathisch ist?“ — Der Einwand scheint bedenklich, kann jedoch zurückgewiesen werden. Jene Erkenntnisse können wir leicht durch Anwendung der Differenzmethode bei einer Art psychologischen Experimentirens gewinnen, welches sich meist durch die Schwankungen unseres Bewusstseinsinhaltes gleichsam von selbst, ohne eigens hierauf gerichteten Willensakt ergibt. Wir konzentriren unsere Aufmerksamkeit auf einen (trennbaren oder nicht trennbaren) Theil des gegebenen Vorstellungskomplexes (z. B. beim Bilde auf Komposition und Zeichnung) und beobachten ein Wachsen der Lust — umgekehrt eine Verminderung der Lust oder eine Beimengung oder ein Wachsen von Unlust, sobald wir die Aufmerksamkeit auf einen anderen Theil lenken (z. B. beim Bilde auf das Kolorit) — und wir wissen genug, um aussagen zu können, dass jener erste Theil uns gefällt, jener zweite uns missfällt. — Allerdings sind bei solchem Verfahren Irrtümer (in Folge unbemerkter Fluktuationen im Bewusstseinsinhalt) nicht streng ausgeschlossen. Aber, weit entfernt, diesen Umstand als Gegeninstanz gelten zu lassen, kann ihn die „kausale Gefühlstheorie“ sogar als ein Argument gegenüber der „intentionalen“ in Anspruch nehmen. Denn thatsächlich kommen Irrthümer über die „Objekte“ unserer Gefühle, und nicht allzu selten, vor. (So glauben wir uns etwa direkt an dem Klang einer Stimme, an dem Anblick eines Gebäudes zu erfreuen, während das Erfreuliche doch nur die Assoziationen sind, die sich an jene Inhalte anschliessen; so glaubt der „Wohlthätigkeitsmeier“ ein mitleidiges Herz zu besitzen, während er sich in Wahrheit doch nur einer grossen Eitelkeit rühmen dürfte — u. dgl. m.) Vom Standpunkte der „kausalen“ Theorie aus ist dies nicht weiter verwunderlich; die „intentionale“ Theorie dagegen könnte es nur schwer plausibel machen. Mindestens sind analoge Irrthümer dort, wo die intentionale Beziehung feststeht — auf dem Gebiete des Urtheiles — schlechterdings unerweislich. Dass man etwas für wahr halten, sich aber darin irren sollte, was man für wahr hält, scheint direkt absurd. — So haben wir denn allen Grund, jener „kausalen Gefühlstheorie“ ernstlich näher zu treten, — von welcher es auch sofort einleuchtet, wie Br. sie zu Gunsten

seiner Auffassung verwerten könnte. — Wenn das Gefühl sich thatsächlich nicht auf Farben, Töne, Gerüche, Geschmäcke u. s. w., sondern nur auf die eine Klasse der Empfindungsinhalte des „Gefühlssinnes“ intentional bezieht, so sind alle vorgebrachten Beispiele der Diskrepanz zwischen der Intensität des Gefühles und derjenigen seines sogenannten Objektes belanglos, und haben wir, um BR.'s deduktive Forderung empirisch zu prüfen, lediglich die Intensität der „Gefühlsempfindungen“ mit derjenigen der Gefühle zu vergleichen. Hier aber ergibt die direkte Empirie, wenn auch keine Bestätigung, so doch ebensowenig eine Gegeninstanz, da die „Gefühlsempfindungen“ von den sie begleitenden, ja vielleicht wirklich, jedenfalls scheinbar gleich lokalisirten Druck-, Temperatur-, Muskel-, Vitalempfindungen (wenn solche neben jenen noch anzunehmen sind) auf der einen, und von den gar nicht lokalisirten Gefühlsakten selbst auf der anderen Seite viel zu schwer zu unterscheiden sind, als dass über das Verhältniss ihrer Intensitäten zu denjenigen der Gefühle Bestimmtes ausgesagt werden könnte. — So hätte BR. in der Annahme jener „kausalen“ Gefühlstheorie (auf welche er freilich in seinem Vortrag mit keinem Worte hingewiesen hat)¹ einen Weg offen, um der zweiten ihm als Einwand entgegengehaltenen Konsequenz seiner Auffassung wirksam zu begegnen.

Auch die dritte Konsequenz — die Intensitätslosigkeit und daher der Mangel aller Grössenunterschiede bei dem auf Begriffliches gerichteten Gefühlen — könnte nur auf die bezeichnete Weise mit den Thatsachen der Erfahrung in Einklang gebracht werden. Denn das werden wir uns wohl nicht nehmen lassen, dass der Schmerz über den Tod eines nahen Verwandten im echtsten und eigentlichsten Sinne stärker sei als die leichte Gemüthswelle, welche aufgeworfen werden kann, wenn wir etwa unachtsam einen schönen Käfer zertreten. Demgegenüber vermag BR. die Intensitätslosigkeit der „höheren“ Gefühle nur aufrecht zu erhalten, wenn er ihre Existenz überhaupt leugnet, und dasjenige, was wir Schmerz über eine Todesnachricht, Freude über eine Erkenntniss nennen, als sinnliche Gefühle betrachtet, welche nicht intentional, sondern nur kausal mit den betreffenden begrifflichen Vorstellungen und den darauf gegründeten Urtheilen

¹ Dagegen wohl in einer mündlichen Aeusserung, dem Verfasser gegenüber.

verknüpft sind. — Bei dieser Deutung hätte er sogar die populäre Auffassung vielfach für sich, welche ja bekanntlich jene „höheren“ Gefühle häufig zu lokalisiren, so z. B. den Liebesgram in das Herz zu verlegen pflegt u. dgl. m. Thatsächlich lokalisiert wäre hier allerdings nicht das Gefühl selbst, wohl aber sein intentionales Objekt, welches mit jenem leicht verwechselt werden kann.

Und so könnte denn BR. auf dem Gebiete des Gefühles ebensogut wie auf demjenigen des Vorstellens und — wie mindestens mich bedünkt — auch des Begehrens seine Theorie mit dem Zeugnisse der inneren Erfahrung in Einklang bringen, oder er brauchte diesem wenigstens nirgends in zweifelloser Weise zu widerstreiten. Darüber darf jedoch nicht der flagrante Gegensatz vergessen werden, in welchem seine Lehre auf dem Urtheilsgebiete zu dem empirisch konstatirbaren Thatbestande tritt. Dieser Gegensatz allein genügte, um die Deduktion über die Intensität des Psychischen aus der Theorie von den physischen Intensitäten für verfehlt zu erklären; und nur die Frage wird noch zu beantworten sein, ob der Zusammenhang beider Auffassungen von BR. wirklich als ein nothwendiger erwiesen sei. Man begreift leicht, dass nun die negative Beantwortung dieser Frage als die für BR. günstigere betrachtet werden muß, da die positive den offenbaren Widerstreit gegen die Erfahrung auf dem Urtheilsgebiete als eine entscheidende Instanz auch gegen die Theorie von den sinnlichen Intensitäten erscheinen liesse.

Diese Befürchtung wird sich jedoch bei näherer Betrachtung bald als unbegründet erweisen. — So sehr im übrigen die Präzision und Folgerichtigkeit von BR.'s Gedankengang anerkannt werden müssen — an der fraglichen Deduktion scheint mir auch jeder Gedankenschritt den Widerspruch gleichsam herauszufordern. Es soll dies im Einzelnen verfolgt werden.

„Da nämlich jedem Theil des erfüllten Sinnesraumes ein darauf bezüglicher Theil unseres Empfindens entspricht, so entspricht auch jedem leeren Theil desselben eine theilweise Privation von Empfindung. Ist jene leere Stelle eine unmerklich kleine Lücke, so ist auch die entsprechende theilweise Privation von Empfindung ein unmerklicher Entfall.“

In diese beiden Sätze fasst BRENTANO (der — nebenbei gesagt — uns mit seinem Vortrag ein wahrhaftes Meisterstück gedungenen und doch klaren Stiles liefert) seinen Gedankengang

zusammen. Und wenn er fortfährt: „Jeder sieht, wohin das in weiterer Konsequenz führt . . .“¹ so müssen wir ihm unbedingt Recht geben. Nicht so aber in Betreff des Inhaltes jener beiden Sätze. — Jedem Theil des erfüllten Sinnesraumes soll — nach BR. — ein „darauf bezüglicher Theil unseres Empfindens“ entsprechen, jedem leeren Theil des Sinnesraumes daher eine „theilweise Privation“ von Empfindung! — Wie selbstverständlich werden diese Behauptungen eingeführt. Man merkt leicht, worauf sie sich stützen. Der empfundene Inhalt und das Empfinden selbst sind Korrelate. Das eine ist ohne das andere undenkbar. Daher muss jedem Theil des Empfundenen auch ein Theil des Empfindens entsprechen. — Aber — können wir diese letzte Konsequenz zugeben? — Verfallen wir nicht, wenn wir es thun, einer grob-materialistischen Missdeutung jener allersubtilsten Realrelation der intentionalen Beziehung? — Freilich — wenn wir uns das Verhältniss zwischen Empfinden und Empfundene wie dasjenige etwa zwischen einer Leinwand und der aufgetragenen Farbe denken, ist jener Satz selbstverständlich. Aber wer wollte mit solchen Gleichnissen der Sache selbst näher zu kommen glauben? — Zudem ergeben nicht einmal sie ausnahmslos jene Konsequenz. Die Sprache selbst weist uns mit dem Ausdruck „Vorstellungsinhalt“ einen ganz anderen Weg. Kann man nicht aus einer Weinflasche einen Theil des Inhaltes entfernen, ohne den entsprechenden Theil der Flasche mitnehmen zu müssen? — „Jawohl, es bleibt aber dann in der Flasche ein leerer Raum, ein Stück Gefäss ohne Inhalt, Empfinden ohne Empfundenes zurück — was eben wegen der Korrelativität unmöglich ist.“ — Gut! Denken wir uns statt der Flasche eine elastische Gummiblase — und das Gleichniss ist perfekt. — „Aber die Gummiblase wird dünner, wenn sie sich ausdehnt . . .“ — und unser Empfinden büsst an Deutlichkeit ein, wenn sein Inhalt sich vermehrt. — — Nein! — Mit derlei Vergleichen lässt sich der Witz üben, aber keine Erkenntniss gewinnen. Wir müssen die Sache selbst ins Auge fassen. Allerdings eine schwierige Aufgabe! Ist doch jene intentionale Beziehung der Knoten, an welchem sich im letzten Grunde das ganze metaphysische Rätsel schürzt! . . . Ich getraue mich daher nicht, BR.'s Sätze zu widersprechen; ich getraue mich aber wohl zu

¹ Vergl. das Zitat S. 205.

behaupten, dass er von vorneherein ebensowenig einleuchtet als sein kontradiktorisches Gegentheil, und dass darum die Deduktion, welche sich auf ihn stützt, selbst wenn sie im Uebrigen einwandfrei wäre, für ihr Ergebniss höchstens die Wahrscheinlichkeit $\frac{1}{2}$ beanspruchen dürfte.

Aber selbst dies kann nicht zugestanden werden. — Angenommen, es würde wirklich „jedem Theil des erfüllten Sinnesraumes ein darauf bezüglicher Theil des Empfindens“ entsprechen; was wäre dann die nothwendige Folge? — Es müsste, so wie das Empfundene, auch das Empfinden ein Kontinuum darstellen (wenn auch nicht ein „continuum per se“ wie der Raum selbst, doch ein „continuum per accidens“, ähnlich wie die Farbe oder jede räumlich erscheinende Qualität). Nun kann es keinem Zweifel unterliegen, dass wir unser Vorstellen nicht als ein kontinuierlich ausgedehntes bemerken — ebensowenig wie unser Urtheilen, Begehren oder auch Fühlen, sobald wir es von seinem Inhalt zu unterscheiden wissen. (Das Zeitkontinuum, in welchem uns allerdings das Psychische gegeben ist, kann hier natürlich nicht herangezogen werden.) Wenn nun unser Empfinden in Wirklichkeit ein kontinuierlich ausgedehntes ist, wir es aber nicht als Kontinuum bemerken, so kann nur zweierlei folgen. Entweder wir bemerken dann auch keine Zu- oder Abnahme des Empfindens, wenn diese auch in Wirklichkeit Statt hat, — oder aber wir bemerken die Zu- und Abnahme, aber nicht als Vergrößerung oder Verkleinerung des — unbemerkten — Kontinuums. Im ersten Fall könnten wir beim Empfinden, und allgemein beim Psychischen, überhaupt keinerlei Intensität, mindestens keinerlei Intensitätsunterschiede bemerken. Im zweiten Fall aber? — BR.'s Erklärung der Intensität enthält, wenn wir sie im Wesentlichen erfassen, die Antwort schon eingeschlossen. So wie, wenn etwa in dem Tonraum unbemerkte Lücken entstehen und wir in Folge dessen kein Kleinerwerden des erfüllten Kontinuums, wohl aber ein Wenigerwerden der Tonphänomene bemerken, wir dann (nach BR.) den Schein einer geringeren Intensität des Tones empfangen, so müssten wir auch beim Psychischen, sobald wir ein Mehr- oder Wenigerwerden des Phänomens, nicht aber ein Größer- oder Kleinerwerden des erfüllten Kontinuums bemerken, den Schein von Intensitätsschwankungen gegeben haben. Da aber das psychische Kontinuum nicht nur dann, wenn in dem zugehörigen physischen unbe-

merkte Lücken entstehen, sondern immer und überall unbemerkt bleibt, so müsste sich die Intensität des Psychischen nicht, wie BR. will, parallel mit der Dichtigkeit oder Intensität des zugehörigen physischen Phänomenes, sondern parallel mit seiner thatsächlichen Extensität verändern.¹

Dies also wären die einzig berechtigten Folgerungen, wenn wir schon den höchst unsicheren ersten Schritt von BR.'s Deduktion mitmachen wollten: Entweder Mangel aller Intensitätsunterschiede beim Psychischen, oder Intensitätsunterschiede parallel der Extensität der sinnlichen Inhalte. — Ehe wir diese Folgerungen prüfen, wollen wir jedoch noch untersuchen, zu welchen Ergebnissen wir gelangen würden, wenn wir — mit der Legitimation der absoluten Ungewissheit — uns schon bei jenem ersten Schritte von BR. entfernten. — Es ist klar, dass, wenn das Empfinden durch Vermehrung oder Verringerung seines Inhaltes nicht selbst vermehrt oder verringert wird, dann keinerlei Gesetzmässigkeit zwischen der Intensität dieses und jenes, allgemein des psychischen Aktes und seines Inhaltes behauptet werden kann. Dennoch liegt es in der Tendenz von BR.'s Lehre, auch für diesen Fall bestimmte Schlussfolgerungen zu ziehen. Denn ein wesentliches Argument, welches BR. für seine Auffassungsweise geltend macht, ist die Klärung, die nach ihm der Intensitätsbegriff überhaupt erfahren würde, und deren er — dies müssen wir ihm zugestehen — bedarf.² Diese Klärung ist aber werthlos, wenn sie nicht auf alle Intensität bezogen werden kann. Sollte sich also das Erklärungsprinzip für sinnliche Intensitäten als auf das Gebiet des Psychischen unübertragbar erweisen, so müsste es hier doch, um nicht einer seiner wesentlichsten Stützen verlustig zu werden, die Zulässigkeit des Intensitätsbegriffes überhaupt bestreiten — oder mit anderen Worten die Intensitätslosigkeit alles Psychischen verlangen. •

¹ Auf Grund eines ähnlichen Gedankenganges begegnete in mündlicher Diskussion H. Dr. B. URBACH aus Prag meinem Einwande, BR.'s Intensitätslehre könne es nicht erklären, wieso man allgemein zur Annahme gekommen sein sollte, dass die sinnlichen Intensitäten, z. B. der Töne, allerdings nicht der psychologischen, wohl aber der logischen Möglichkeit nach ins Unendliche gesteigert werden könnten.

² Man vergleiche A. MEINONG's Beiträge zu diesem Problem, „Ueber die Bedeutung des Weber'schen Gesetzes“, *Zeitschr. f. Psychol.* Bd. XI.

Somit können wir zusammenfassend als Ergebniss unserer Untersuchung über BR.'s Deduktion Folgendes feststellen: Die Deduktion als solche ist verfehlt; somit kann der Widerstreit ihres Ergebnisses mit der direkten Empirie nicht als ein Gegenbeweis gegen ihre Ausgangsprämisse — die Theorie von den sinnlichen Intensitäten — betrachtet werden. Wohl aber lassen sich vom Standpunkte jener Theorie aus bestimmte Forderungen für die Intensität des Psychischen — wenn auch nur in der Form von Alternativen — aussprechen; Forderungen, deren Uebereinstimmung oder Widerstreit mit der Erfahrung ein Argument für oder gegen die Theorie von den sinnlichen Intensitäten abzugeben vermag. Wenn nämlich BR.'s Voraussetzung richtig sein sollte, dass das psychische Phänomen mit seinem Inhalte wächst und abnimmt, so müssten entweder die Intensitätsunterschiede der psychischen Phänomene proportional sein der Extensität ihrem Inhalte, oder aber uns gänzlich unbemerkt bleiben, d. h. für uns so gut wie nicht vorhanden sein. Sollte aber jene Voraussetzung BR.'s unrichtig sein, so dürfte, falls seiner Theorie die Tragweite zuerkannt werden sollte, die sie beansprucht und zu ihrer vollen Rechtfertigung auch bedarf, eine Intensität auf dem Gebiete des Psychischen überhaupt nicht nachzuweisen sein.

Prüfen wir nun diese neuen Forderungen an der Erfahrung, so ist, mindestens bezüglich der ersten Alternative, das Ergebniss sofort als ein negatives zu erkennen. Alles was sich schon früher gegen die Unterscheidung von intensiven und intensitätslosen Akten (im Hinblick auf das Urtheilsgebiet) vorbringen liess, bleibt, nur krasser, in Kraft. (So müsste z. B. unser Anerkennen eines vor unseren Augen befindlichen Elefanten viele tausendmal intensiver sein als eines auf seiner Haut bemerkbaren Flohes — u. dgl. m.) Zudem aber wären nun auch unsere Wahrnehmungen über die Intensität der Gefühle selbst durch Kreierung jener eigenen Klasse der Gefühlsempfindungen nicht mehr mit der Theorie in Einklang zu bringen. Denn es ist klar, dass wir häufig einen sehr intensiven Schmerz an einem räumlich sehr eng begrenzten Phänomen fühlen (wie z. B. an der Berührung mit einer glühenden Nadelspitze), hingegen eine nur sehr schwache Unlust an einem räumlich weit ausgebreiteten Phänomen (z. B. bei einer etwas zu intensiven Wärmeempfindung aus dem ganzen Körper); und doch würde die Proportionalität zwischen der Intensität des Gefühles und der Extensität des In-

halts das genaue Gegenteil fordern. Es kann also von der Annahme jener ersten Alternative nicht die Rede sein.

Die beiden Anderen aber stimmen darin überein, dass sie bemerkbare Intensitätsunterschiede des Psychischen überhaupt nicht zulassen. — Auf dem Gebiete des Vorstellens könnte dem in keiner Weise widersprochen werden, ebensowenig auf demjenigen des Urtheils (wenn man sich des Vortheils einer Deutung der Ueberzeugungsgrade als Intensitätsunterschiede begiebt) und — wie ich meine — des Begehrens. Wohl aber wären die unbestreitbaren Intensitätsunterschiede der Gefühle eine ebenso unbestreitbare Gegeninstanz; und BR.'s Auffassung könnte nur durch eine radikale Umstellung der Begriffe noch gehalten werden, welche zwar gerade von seinem allgemein psychologischen Standpunkt aus in höchstem Maass verblüffen würde, die aber doch durch Annahme eines eigenen Gefühlssinnes bis zu gewissem Grad als vorbereitet erscheint. Man müsste nämlich, um die Intensitätslosigkeit des Psychischen durchführen zu können, die Gefühle der Lust und Unlust nicht als unräumliche psychische Akte, gerichtet auf ein räumlich-sinnliches Phänomen „Gefühlsempfindungsinhalt“, sondern direkt als sinnliche Phänomene auffassen (deren Intensität dann ebenso gut wie die der Kälte, Wärme, des Druckes u. s. w. als „Dichtigkeit in der Raumerfüllung“ zu deuten wäre). — Die psychologische Tradition hätte man dann zwar gegen sich, nicht aber die Populärpsychologie, der bekanntlich die Ausdrucksweise „ich empfinde Schmerz im Finger, im Bein, im Kopfe . . . u. s. w.“ so geläufig und eingelebt ist, dass man bei „psychologisch korrekter“ Bezeichnung immer mit dem Sprachgebrauch in Kollision zu gerathen Gefahr läuft. Für den gemeinen Mann wäre es somit nicht nur keine Zumutung, sondern sogar die Dispens von einer als lästig und pedantisch empfundenen wissenschaftlichen Forderung, wenn man ihm erlauben würde, Lust oder Unlust gerade so an bestimmten Stellen seines Leibes zu „fühlen“ oder zu „empfinden“ (denn diese beiden Ausdrücke wären nun synonym), wie Druck und Zug, Wärme und Kälte. Auch die eigens „kreierte“ Klasse von Gefühlsempfindungen könnte entfallen, da an Stelle ihrer Inhalte nun sofort die räumlichen Phänomene Lust und Unlust rücken würden. Aus der Lösung des intentionalen Bandes zwischen dem Gefühl und seinem „Objekt“ aber würden der neuen Auffassung ebenfalls keine Schwierigkeiten erwachsen, welche nicht jene frühere von

der Beschränkung der Gefühle auf die Inhalte des „Gefühlsinnes“ schon überwunden hätte. — Brauchen wir uns also thatsächlich vor jener revolutionären Konsequenz nicht zu scheuen? —

Die wissenschaftlich gebräuchliche Auffassung scheint doch auch Schwerwiegendes für sich geltend machen zu können. Es ist nämlich klar, dass, so wie wir ein Urtheil vorstellen können, ohne es zu urtheilen, eine Ueberzeugung, ohne von ihr überzeugt zu sein (wie z. B. wenn wir jemandem versichern: „der Glaube an Hexen und Zauberer ist falsch“) — wir auch ein Gefühl vorzustellen vermögen, ohne es zu fühlen, einen Schmerz, der uns „nicht weh thut“ (wie z. B. wenn wir uns an der Erinnerung überstandener Leiden erfreuen). Alle diese Thatsachen kann die wissenschaftliche Auffassung nach einem Schema erklären: — in dem ersten Fall haben wir den betreffenden psychischen Akt real in uns gegeben, in dem anderen nur als Vorstellungsinhalt. — Diese Erklärung versagt aber, wie selbstverständlich, sobald man das gefühlte Gefühl — also den Schmerz, der weh-, die Lust, welche wohlthut — selbst nur als „Empfinden“, also Vorstellen von räumlichen Inhalten, „Lust und Unlust“, auffasst. Wäre die Konsequenz dieser Auffassung nicht die, dass nun auch der bloss vorgestellte Schmerz weh-, die bloss vorgestellte Lust wohlthun müßte? — Die Schwierigkeit ist vorhanden, lässt sich aber leicht beseitigen. Wir brauchen nur den Unterschied zwischen einem gefühlten und einem bloss vorgestellten Gefühl analog zu fassen wie den zwischen einer „gehabten“ und einer bloss vorgestellten Empfindung, z. B. also wie den Unterschied zwischen einer empfundenen Wärme, einer gesehenen Farbe und einer vorgestellten Wärme-, einer vorgestellten Farbenempfindung. Die bloss vorgestellte Wärmeempfindung macht uns, verglichen mit der empfundenen Wärme, ebensowenig warm, als der bloss vorgestellte Schmerz uns, verglichen mit dem „empfundenen“, wehthut. Und hiermit wäre dem thatsächlichen Unterschied Rechnung getragen.

Ein anderer Einwand dagegen droht verhängnissvoll zu werden. — Wenn wir das Roth als ein physisches Phänomen betrachten, so verbinden wir hiermit die Meinung, daß seine Existenz unabhängig von irgend einer Vorstellung möglich sei, d. h. also, dass es ein reales räumliches Roth geben könne,

welches schlechterdings keinem psychischen Wesen als Vorstellungsinhalt, als gesehenes Roth, gegenwärtig sei. (Dass es ein solches Roth auch thatsächlich gebe, kann dabei — aus bekannten Gründen — recht wohl bestritten werden.) Gleiche Konsequenzen müssen wir bei allen übrigen „physischen Phänomenen“ anerkennen, und müssten es somit auch, nach der in Rede stehenden Auffassung, bei Lust und Unlust. Wir müssten also die Möglichkeit einer realen, räumlichen Unlust zugeben, welche keinem psychischen Wesen gegenwärtig ist, einer realen Unlust, welche von Niemandem empfunden wird, eines realen Schmerzes, welcher Niemandem wehthut. — Wäre das nicht der Gipfel der Absurdität? — Ist durch diese Folgerung nicht die herkömmliche wissenschaftliche Auffassung der Lust und Unlust auf das Deutlichste erwiesen? —

Man sollte es thatsächlich meinen; — wenn nur jene Konsequenzen überall dort auch feststünden, wo man niemals anders denn von Empfindungsinhalten und physischen Phänomenen zu sprechen gewohnt war! Wir wollen hierbei nicht Derjenigen gedenken, welche eine ungesehene Farbe für ein ebensolches Unding erklären wie eine ausdehnungslose Kugel oder einen Würfel ohne Grenzen. Wir geben die Möglichkeit einer ungesehenen Farbe, eines ungehörten Tones anstandslos zu. Wir müssten aber ebenso die Möglichkeit einer ungeschmeckten Süßigkeit, eines ungerochenen Duftes zugeben, einer realen Kälte, welche Niemandem kalt, einer realen Wärme (natürlich nicht „Schwingungen von Molekülen“ sondern räumliches Wärmephänomen), welche Niemandem warm macht. Ja wir müssten zugeben, dass jene von der Psychologie noch nicht analysierten Phänomene, welche wir beim Zahnschmerz in den Zahn, beim Bauchgrimmen in den Bauch lokalisiren — dass Alles was uns an Muskel-, an Gemein- und Vitalempfindungsinhalt räumlich gegeben ist — ein Gruseln im Rücken, ein Krabbeln in der Zehe — als Realität existiren könnte, ohne irgend Jemandes Empfindungsinhalt zu sein. — Ist diese Absurdität viel geringer als die eines ungefühlten, realen Schmerzes? —

Diese Hinweise sollen nur zeigen, dass es gefährlich ist, aus metaphysischen Annahmen psychologische Konsequenzen zu ziehen. Sie zeigen überdies, wie ich glaube, dass die Konzeption der „intentionalen Beziehung“, die Scheidung zwischen physi-

schem Phänomen und psychischem Akt, den metaphysischen Knoten nicht auflöst, sondern vielmehr durchschneidet. Gleichwohl bleibt jene Scheidung — trotz der aner kennenswerten Bemühungen der Positivisten und Phänomenalisten — die klarste und brauchbarste Einkleidung des metaphysischen Räthsels, welche bisher noch geboten wurde. Darum müssen wir an ihr festhalten, so lange, als nichts Besseres gefunden wird. Nur allerdings ist es ein Unterschied, ob wir an jener Konzeption festhalten als an der letzten, endgültigen Lösung des Problemes — kurz, als Wahrheit — oder nur als der tauglichsten, zweckmässigsten vorläufigen Fiktion. Im ersten Falle wird Niemand die Absurdität eines realen, ungefühlten Schmerzes hinnehmen können; — wie er sich aber dann mit dem realen, nicht empfundenen Rückengruseln und Aehnlichem wird abfinden können, bleibt mir unerfindlich. Im letzten Falle dagegen könnten wohl wissenschaftliche Opportunitätsrücksichten dafür sprechen, sowie das Grimmen im Bauche, das Bohren im Zahn, auch Lust und Unlust „als physische Phänomene aufzufassen“. —

Ob nur BR.'s Intensitätslehre ein hinreichendes Motiv für jene Umdeutung abgiebt? — Ihr Urheber selbst würde sich, zur Anerkennung der Alternative gezwungen, wohl eher negativ entscheiden.¹

Hiermit sind diese Untersuchungen an ihrem natürlichen Ziele angelangt. Die Konsequenzen von BR.'s Intensitätstheorie wurden bis an jenen Punkt verfolgt, wo nur der wissenschaftliche Takt jedes Einzelnen entscheiden kann. In Bezug auf die Intensität der Gefühle und deren Verhältniss zu Demjenigen, was wir ihre Objekte nennen, ergaben sich hierbei einige Ausblicke, welche auch für sich genommen von Interesse sein dürften.

Es soll zum Schlusse nur noch vor einer Ueberspannung von BR.'s Erklärungsprinzip gewarnt werden, zu der vielleicht eine Stelle in dessen Vortrag verleiten könnte. BR. verweist nämlich (S. 16) auf einen Ausspruch des Mathematikers GAUSS, wonach als Gröfse nur Dasjenige zu betrachten sei, worin [(„wie in der Zahl die Einheiten, im Schuh die Zolle“) gleiche Theile unter-

¹ Vgl. BR.'s „Psychologie vom empirischen Standpunkt“.

schieden werden könnten, — und scheint dieser Ansicht beizupflichten, indem er (S. 17) zu zeigen versucht, dass auch nach seiner Auffassung die Intensität als eine „aus Theilen sich zusammensetzende“ Grösse betrachtet werden müsse. Dies könnte nun den Irrthum nahelegen, als habe BR. mit seiner Intensitätstheorie das Mittel angegeben, um den Begriff der untheilbaren Grösse überhaupt als überflüssig aus der Welt zu schaffen. Dieser Folgerung aber müßten wir — trotz aller schuldigen Ehrfurcht vor der Autorität eines GAUSS — auf das Entschiedenste entgegenreten. — Man mag der Intensitätstheorie BR.'s auf dem Gebiete des Physischen und des Psychischen volle Gültigkeit einräumen — auf Relationen, allgemein fundirte Inhalte¹ wird sie doch niemand übertragen zu können glauben. So zweifellos es aber verschieden grosse Aehnlichkeiten, Verschiedenheiten (wohl zu unterscheiden von Unterschieden!)² Geschwindigkeiten, Beschleunigungen giebt, so zweifellos giebt es auch untheilbare Grössen im eigentlichen Sinne des Wortes. (Dass jene Grössen durch Zahlenverhältnisse präzisirt werden können, ist kein Beweis für ihre Theilbarkeit, ebensowenig wie der Umstand, dass viele unter ihnen auf theilbare Grössen fundirt sind.) Ja, genau besehen, beruft sich BR. bei seinem Erklärungsversuch der Intensität selbst in letzter Linie auf eine Grösse jener weiteren Kategorie. „Die Intensität ist eine Grösse, so gewiss sie das Maass der Dichtigkeit der sinnlichen Erscheinung ist“ (S. 17). Das Maass der Dichtigkeit kann allerdings durch eine Zahlengrösse — einen Bruch — ausgedrückt werden. Aber Dasjenige, was durch dieses Maass gemessen wird, die Grösse der Dichtigkeit selbst, ist eine untheilbare Grösse, da sich nicht eine grössere Dichtigkeit, sondern nur das Dichte (d. h. Dasjenige, was Dichtigkeit hat) aus kleineren Theilen zusammensetzen lässt. Dies geht schon daraus hervor, dass die Dichtigkeit, so wie BR. sie auffasst, in der vollkommenen Erfülltheit ihr unüberschreitbares Maximum besitzt, während jede Grösse, welche sich aus Theilen

¹ Vgl. A. MEINONG, „Zur Psychologie der Komplexionen und Relationen“. *Zeitschr. f. Psychol.* Bd. II. S. 245 ff.

² Vgl. hierüber und über die folgenden Bestimmungen A. MEINONG, „Ueber die Bedeutung des WEBER'schen Gesetzes“, *Zeitschr. f. Psychol.* Bd. XI, und meine dort zitierte Abhandlung „Zur Philosophie der Mathematik“, *Vierteljahrsschr. f. wissensch. Phil.* XV. 3.

zusammensetzen lässt, durch Hinzufügung von Theilen auch vergrössert und somit über jedes endliche Maass hinaus gesteigert werden kann.

Das Aeusserste, was Br.'s Intensitätstheorie nach der bezeichneten Richtung leisten könnte, wäre die Eliminirung des Begriffes der untheilbaren Grösse aus dem Gebiete des Realen.
